

Berlins katholischer Bischof *Georg Sterzinsky* sich kurz darauf noch deutlicher geäußert. Nach einem nachgeholt Rombesuch deutete er in einem Gespräch mit seinem Bistumsblatt Mitte Januar an, Rom plane „eine Neuordnung der Diözesen in Deutschland“ und „die Bildung einer Kirchenprovinz in den neuen Bundesländern“.

Damit legte Bischof Sterzinsky aus Berliner Blickwinkel offen, worüber in Rom und notgedrungen auch in Bonn und in den davon direkt betroffenen Diözesen nachgedacht wird: Über die Neuordnung deutscher Diözesangrenzen. Indirekte Reaktionen aus dem Vatikan und aus der Deutschen Bischofskonferenz bestätigen solche Überlegungen. Zugleich wurde zu erkennen gegeben, daß man über die öffentlichen Bekundungen Sterzinskys nicht besonders glücklich ist. Zwar ist allen klar, daß im Falle der Jurisdiktionsbezirke in der ehemaligen DDR der heutige Zustand getrennter bischöflicher Vollmachten in formalrechtlich ein und derselben Diözese nicht dauern kann. Aber Interessen und Blickwinkel sind nach wie vor verschieden. Die einen wollen die Selbstständigkeit, die anderen die möglichst rasche Wiedereingliederung von Erfurt-Meiningen, Magdeburg und Schwerin in die Mutterdiözesen, damit die Wiederherstellung des status quo ante.

Schon diese Frage ist delikater, so daß man selbst in den betroffenen Jurisdiktionsbezirken die Hinweise Sterzinskys herunterzuspielen suchte. Noch delikater ist jede Verbindung einer Regelung in den östlichen Bundesländern mit einer *gesamtdutschen Neuordnung*. Zwar ist auch eine solche seit langem im Gespräch. Schon im Rahmen der Gemeinsamen Synode in Würzburg in den siebziger Jahren waren Vorschläge ausgearbeitet worden. Sie wurden damals aber mit dem Argument abgewiesen, eine solche Neuregelung sei angesichts der Teilung Deutschlands schon aus politischen Gründen inopportun. Nach der Wiederherstellung der staatlichen Einheit Deutschlands entfällt dieses Argument. Aber die Bereitschaft, an eine

Gesamtreform zu gehen, ist kaum größer geworden.

Der Bischofskonferenzvorsitzende, der Mainzer Bischof *Karl Lehmann*, hat vor einiger Zeit die Möglichkeit einer Gesamtneuordnung zwar mit viel Vorsicht einmal angedeutet und im Norden beginnend ein schrittweises Vorgehen empfohlen. Aber bald war auch von solchen Andeutungen nichts mehr zu hören. Der deutsche Episkopat hat sich auf der diesjährigen Frühjahrsvollversammlung (vom 18. bis 21. Februar in Bensberg bei Köln) u. a. auch mit den Diözesangrenzen befaßt. Er beschränkte sich aber auf die Einsetzung einer Studienkommission, die den „Status der Jurisdiktionsbezirke im Bereich der ehemaligen Berliner Bischofskonferenz“ prüfen soll. Offenbar ist an eine septisch reine „kleine Lösung“ gedacht, die sich auf das ehemalige DDR-Territorium beschränkt. Auch wenn jederzeit eingestanden wird, die deutschen Diözesanumschreibungen seien weitgehend Zufallsprodukte geschichtlicher Willkür, am Volumen der je eigenen Diözese will keine Diözesanverwaltung und auch kein Bischof rütteln.

Die Aussichten, daß es in absehbarer Zeit zu einer Gesamtreform kommt, sind also nach wie vor nicht großartig. Dennoch sollte die Sache nicht ewig auf die lange Bank geschoben werden. Die Gelegenheit ist einmalig günstig. Wenn eine Gesamtreform, dann jetzt, wo die Jurisdiktionsbezirke im östlichen Teil Deutschlands ohnehin neu geregelt werden müssen. Sonst wird man sich für absehbare Zeit zu keinem ähnlichen Schritt mehr entschließen. Die Umschreibung von Diözesen ist gewiß nicht das Wichtigste im kirchlichen Leben. Und wir sind die letzten, die kirchliche Organisationsstrukturen überschätzen. Aber erstens geht es nicht nur um Grenzkorrekturen zwischen einzelnen Diözesen, sondern um die eminent pastorale Frage, *in welcher Größenordnung* eine Ortskirche sich noch als solche erfährt. Die meisten deutschen Diözesen sind nach Bevölkerung oder nach Ausdehnung oder nach beidem zu groß. Die Vermehrung von Weihbischöfen ist keine Lösung. Der mögliche Weg über Re-

gionalbischöfe wird überwiegend nicht genutzt. Um so mehr empfiehlt sich *Aufteilung und Verkleinerung*. Das Argument, kleinere Diözesen seien nicht lebensfähig, sie könnten sich alle für eine Ortskirche notwendigen Einrichtungen gar nicht leisten, ist kein Argument dagegen. Priesterseminare, Akademien u. a. können auch im Verbund unterhalten werden.

Zweitens gerät eine Kirche, die schon an ganz praktischen Aspekten einer Organisationsreform, wie es eine Neuumschreibung von Bistumsgrenzen ist, scheitert, leicht in Verdacht, überhaupt *reformunwillig* zu sein. Positiv formuliert: Organisationsreformen sind oft ein Test für Reformfähigkeit überhaupt. Die Kirche in Deutschland, deren Stärke mehr in Organisation und Verwaltung als in geistiger und geistlicher Lebendigkeit liegt, tut sich da besonders schwer. Um so wichtiger ist der Test.

Und drittens wird kein Bischof sich gerne dem so fast nur auf Deutschland(-West) beziehbaren Vorwurf aussetzen, er zögere bei Grenzverschiebungen oder Neuaufteilungen z. B. deshalb, weil es je nach örtlicher Wirtschafts- und Sozialstruktur kirchensteuerträchtigere und kirchensteuerschwächere Landstriche gibt. Möglicherweise ist aber überhaupt nur ans Ziel zu kommen, wenn im Einvernehmen mit Rom eine unabhängige Kommission eingesetzt würde, auf deren Votum sich die Bischöfe im wesentlichen vorweg verpflichteten. Vermutlich ist anders eine pastoral wünschenswerte und grundlegende Reform überhaupt nicht möglich. se

Geistesgegenwärtig

Zum Tode des früheren Jesuitengenerals Pedro Arrupe

Der am 5. Februar 83jährig in Rom verstorbene ehemalige Jesuitengeneral *Pedro Arrupe* war – vielleicht neben dem Prior der Gemeinschaft von Taizé, *Roger Schutz* – der bekannteste und angesehenste Ordensobere der letzten 25 Jahre. Das lag auch an sei-

nem *Orden* und an der Stellung Arrupes an dessen Spitze. Die Jesuiten stehen als kirchliche Elite, die sie allerdings nur sehr bedingt sind, mit ihrer verzweigten Tätigkeit in Erziehung, Wissenschaft, Seelsorge und Sozialeinsatz seit je stärker im Blickfeld öffentlicher Aufmerksamkeit als andere Orden. Und der Jesuitengeneral gilt schon wegen der besonderen Nähe des Ordens zum Papsttum als ein Mann von besonderem gesamtkirchlichem Gewicht. Mehr noch als damit hatte das besondere Ansehen Arrupes aber mit seiner *Persönlichkeit* zu tun. Er war ein Mann von ungewöhnlicher Ausstrahlung. Seinem Ordensgründer bis in die Physiognomie hinein auf geradezu frappierende Weise ähnlich, verkörperte er wie kein anderer Herkunft und Gegenwartigkeit des Ordens. Zugleich erlebte er am eigenen Leibe alle Spannungen einer in eine neue Universalität aufbrechende und nach innen zugleich schrumpfenden Kirche. Diese konnte er in den neun Jahren, durch einen Schlaganfall teilweise gelähmt, nur noch als Leidender, aber, wie Augenzeugen immer wieder berichteten, in ungebrochener Zuversicht durchstehen.

In die Wiege gelegt war dem Spanier baskischer Herkunft sein Leitungsamt im Orden nicht. Und obwohl er fast während seines ganzen Ordenslebens Vorgesetztenfunktionen wahrzunehmen hatte, war er nie der Prototyp des reserviert strengen Oberen, wie er einer langen Tradition des Ordens, zumindest seit dessen Neuzulassung 1814 entsprach.

Wenn seine Amtsführung auch im eigenen Orden mit verhaltener und gelegentlich auch lauter Kritik begleitet wurde, dann waren es gerade immer wieder Zweifel an seinem mehr durch Motivierung und Ausgleich als von eiserner Disziplin bestimmten Führungsstil. Aber sein Lebensgeschick und eine unbedingte Offenheit hatten ihn weit in der Welt herumgeführt. Besonders ein 27-jähriger Aufenthalt in Japan machte ihn aufgeschlossen für weit auseinanderliegende Zivilisationen und Religionen. Die Erfahrungen mit den unterschiedlichsten Kulturen prägen sich bei ihm in einer reichen

und sich spontan mitteilenden Menschlichkeit aus, gepaart mit hoher Sensibilität für die unterschiedlichen Lebenslagen und soziale wie kulturbedingte Konfliktfelder.

Wie kein anderer in den oberen kirchlichen Rängen verkörperte er einen *neuen Typus von Autorität*: führen durch Überzeugungsarbeit in Kenntnis der Probleme, in denen der einzelne jeweils zu handeln hat, mit großem Spielraum für Eigenentscheidung. Das konnten Jesuiten in Deutschland, in Spanien, wo er sie in den Jahren nach dem Konzil vor akut drohender Spaltung bewahrte, wie am Kongo oder in Lateinamerika auf je eigene Art erleben.

Arrupe hat auf diese Weise viel Bewegung zugelassen, aber auch selbst *viel Bewegung in den Orden gebracht*, nicht durch obrigkeitliche Weisungen, sondern durch Öffnung auf neue Entwicklungen und veränderte Aufgabstellungen. Mancher richtungweisende Brief an die Ordensmitglieder und so manche (auch in Deutschland gehaltene) öffentliche Rede von ihm (vgl. z. B. seine Katholikentagsrede in Trier in: HK, November 1970, 525–534), wurde zum beachteten Zeitdokument. Schon früh, unmittelbar nach dem Konzil und noch vor der Bischofsversammlung von Medellín, leitete er in einem Schreiben an die Jesuiten in Lateinamerika die den ganzen Orden dann immer stärker bestimmende Hinwendung zu sozialen Problemfeldern und Einsatz für soziale Gerechtigkeit als notwendigem Bestandteil der Glaubensverkündigung ein, die dann in dem berühmt gewordenen und teilweise angefochtenen Dekret der von Arrupe einberufenen 32. Generalkongregation des Ordens (1974/75) über „Unsere Sendung heute: Dienst am Glauben und Förderung der Gerechtigkeit“ sich endgültig durchsetzte (vgl. HK, September 1975, 472 ff.). Und er wies später in einem Brief an die lateinamerikanischen Provinziale (vgl. HK, Mai 1981, 242–246) auch dann klarsichtig den Weg, als es auch unter Jesuiten zu Vermengungen von marxistischer Gesellschaftsanalyse und christlicher Heilsbotschaft kam.

Er machte sich anders als manche seiner Kritiker keine Illusionen über die Gegenwartswelt, schon gar nicht über ihre *tendentielle Gottlosigkeit*, aber er sah auch die Chancen des Christentums „im Angesicht einer sich wandelnden Welt“ (ein bekannter Buchtitel von ihm). Er war mit der Mehrheit der Mitglieder des Ordens davon überzeugt, daß mehr Glaubensbereitschaft nicht anders wachsen könne als über den Einsatz gegen das in der Welt verbreitete Unrecht, von dem geschichtlich so manches zu Lasten des Christentums geht. Darin mochte Arrupe sich getäuscht haben. Aber er vermochte den Jesuiten, die in der Nachkonzilszeit eine krisenhafte Entwicklung genausowenig vermeiden konnten wie andere Orden, so eine *Zukunftsperspektive* zu vermitteln.

Spannungen und Anfeindungen blieben nicht aus. Verweltlichungstendenzen im Orden und legerer Umgang von Jesuiten mit Lehramtsdirektiven wurden ihm zur Last gelegt und von manchen auch die schrumpfenden Mitgliederzahlen. Ihn fochten sie nie an, weil er in großer Geistesgegenwart sich seines Glaubens sicher war. Die Päpste, die während seines Generalats die Kirche führten, bedachten den Orden mit Sympathie und zugleich mit wachsendem Mißtrauen. *Konflikte* mit der obersten kirchlichen Autorität blieben dem wenig kurien-, aber um so welterfahreneren Ordensgeneral nicht erspart; besonders nicht der große letzte, als Johannes Paul II. 1981 kurz nach der schweren Erkrankung Arrupes und nachdem dieser mit dem Plan, eine Generalkongregation einzuberufen, bereits vorher seine Rücktrittsabsicht kundgetan hatte, die Jesuiten quer zu allen ordensrechtlichen Verfahren vorübergehend unter päpstliche kommissarische Leitung stellte.

Formell trat Arrupe erst 1983 auf der 33. Generalkongregation zurück. Unter seinem stark von seiner Tätigkeit im Libanon geprägten Nachfolger, dem Niederländer *Peter Hans Kolvenbach*, fährt der Orden wieder in ruhigen Gewässern. Die Abstimmung mit der Kurie ist lautloser. Aber den von Arrupe vorgezeichneten Weg hat der Orden nicht mehr verlassen. se